

PIPPA WATSON

*Hundeherz
zu
verschenken*



ROMAN

be HEARTBEAT

Tobey
June
Tobey
June
Tobey
June
Tobey
June
Tobey
June

Weitere Titel der Autorin

Der Zauber von Somerset

Eine Liebe auf Guernsey

Sommerglück auf vier Pfoten

Über dieses Buch

Fesselnd, ergreifend, feinfühlig - eine Geschichte über Freundschaft, zweite Chancen und die Liebe

Die gefragte Hundetrainerin June kann kaum glauben, wer sie engagieren will: Niemand Geringeres als der international gefeierte Popstar Tobey Lambert. Er bittet June um Hilfe bei einer verletzten Hündin, die er bei sich aufgenommen hat. Voller Skepsis macht June sich aus dem beschaulichen Glastonbury auf den Weg ins trubelige London. Dort entpuppt sich Tobey beim Training mit Hündin Millie als äußerst talentiert - und sehr attraktiv. Doch mit jedem Tag wird deutlicher, dass nicht nur die traumatisierte Millie schlimme Erlebnisse hinter sich lassen muss. Auch der sensible Musiker trägt offenbar ein schmerzhaftes Geheimnis in sich. Gelingt es June, die Herzen von Hund und Herrchen zu öffnen?

eBooks von beHEARTBEAT - Herzklopfen garantiert.

Über die Autorin

Pippa Watson, Jahrgang 1969, lebt in Nordrhein-Westfalen auf dem Land, ist aber seit ihrer Kindheit innig mit Großbritannien verbunden. So oft wie möglich streift sie mit ihren Hunden durch die Landschaft der romantisch rauen Küsten und traumhaften Gärten. Besonders die Herzlichkeit und die große Tierliebe der Briten nehmen die Autorin immer wieder für die Menschen dort ein. Und so liebt sie es, die Welt zwischen Cream Tea und Linksverkehr auch in ihren Romanen lebendig werden zu lassen wie in Ihrem aktuelle Roman »Sommerglück auf vier Pfoten«.

Pippa Watson

Hundeherz
zu
verschenken



beHEARTBEAT

Digitale Neuauflage

»be« - Das eBook-Imprint der Bastei Lübbe AG

Copyright © 2016/2020 by Bastei Lübbe AG, Köln

Originaltitel: Mit euch an meiner Seite

Textredaktion: Ulrike Strerath-Bolz, Friedberg

Covermotive: © Shutterstock: ileana_bt | chrisdorney | Moddangyak | Andrei
Botnari

eBook-Erstellung: Jilzov [Digital Publishing](#), Düsseldorf

ISBN 978-3-7517-0157-0

www.luebbe.de

www.lesejury.de

Für Kiki und Micha, Renate und Udo, Susanne und Dieter.
Eure Freundschaft ist so einzigartig wie unsere
Liebsten auf vier Pfoten!

Besonders aber für Lotte, Willi und Maja im Herzen.

Prolog

London.

Eine Stadt, die nie schläft.

Buntes Neonleuchten. Beständiges Summen des Autoverkehrs. Menschengelächter in den langen Schlangen vor angesagten Clubs. Doch es gibt Seitenstraßen, in denen die Nacht sich heimlich erobert, was ihr gehört. An diesen Orten dröhnt die Stille.

Hoch oben, in der Penthouse-Etage, brennt nur zwischen Aufzug und eiserner Sicherheitstür noch Licht.

Hinter dem schweren Metall herrscht Ruhe. Der dicke Teppich im Flur schluckt alle Geräusche. Die Türen zu den Zimmern in dem langen Gang stehen fast alle offen.

Da ist ein gewaltiger Raum mit Glasfront zu der Dachterrasse, die einmal um die Wohnung herum verläuft. Weiße Möbel vor einem schrankgroßen Flachbildschirm an der Wand.

Ein bullaugenförmiges Fenster gewährt den Blick in die modern eingerichtete Küche.

Den Gang weiter hinauf. Ein Arbeitszimmer in Holz, Chrom und Glas. Auf einem der vier Bildschirme blinkt vergessen ein Cursor zwischen Musiknoten.

Ein Bad. Die große Dusche, nur mit einer Glaswand abgetrennt. Die Wanne mit Klauenfüßen und Blick über die Lichter der Stadt.

Weitere angelehnte Türen. Die Bestimmung der Räume dahinter ist nur zu ahnen.

Ganz hinten eine einzige verschlossene Tür.

Hinter ihr ein Atmen. Gleichmäßig und tief im Schlaf.

Das Bett steht mittig an der Wand. Es ist ein junger Mann, der da unter der leichten Decke schläft. Ein

schlankes Bein, angewinkelt. Ein Arm über dem Kopf mit den zerzausten Haaren.

Ganz sicher träumt er, denn seine Atemzüge gehen rascher.

Und plötzlich ist es, als wehte von ferne Musik durch den Raum. Eine Menschenmenge, die jubelt. Namen schreit. Das Lachen einer jungen Männerstimme.

Wird es kalt im Raum? Der Mann im Bett fröstelt, ohne zu erwachen.

Eine Stimme ruft nach ihm. Lachend. *Patrick*, ruft er selbst, so laut er kann. *Patrick, nein, komm da weg!*

Er will die Augen aufreißen. Er will diesen Traum nicht träumen. Doch er liegt da wie gefesselt. Spürt, wie die Stimmung der Menge kippt. Von Verwirrung zu Begreifen. Und schon rollt Panik in gewalttätigen Wellen durch das Zimmer.

Er will es schaffen. Dieses eine Mal will er es schaffen, rechtzeitig dort zu sein. Schweißtropfen bilden sich auf seiner Stirn, während seine Augäpfel hinter den Lidern zucken. Während er kämpft und wortlos ruft und nicht ankommt gegen den übergroßen, grauenhaften Leib der Masse.

Ein Lichtreflex an der Decke. Vielleicht der Laserstrahl einer fernen Discothek. Vielleicht das Blitzen eines scharfen Metalls. Ein Geräusch wie Zerreißen. Und er fährt auf.

Sein Atem laut im ganzen Raum. Sein Blick findet keinen Halt. Es scheint ihm, als wäre alles um ihn her in tiefes, dunkles Rot getaucht.

June

Der Frühling war schon deutlich zu spüren. Es lag etwas in der Luft, das nur der April mit sich bringen konnte.

Gute Laune spross wie die Blumen aus dem Boden. Wie eine Verheißung auf ... auf was?

Ich musste über mich selbst lachen und schüttelte den Kopf, während ich in die Silverlane einbog.

Cassandra, die sich mal wieder in den Fußraum des Beifahrersitzes geschmuggelt hatte, stellte die Pfoten auf den Sitz und spähte durchs Fenster. Als sie erkannte, wo wir uns befanden, stimmte sie ihr übliches fröhliches Heulkonzert an.

Ich hatte Mühe, vor der drängelnden Spanielhündin aus dem Auto zu steigen. Dann ging ich zum Kofferraum und ließ auch den jungen Mischlingsrüden Bo heraus – ein Fellmonster auf vier Pfoten. Für meine inzwischen arg ergraute Heaven, deren Ahnen sehr groß und rauhaarig gewesen sein mussten, legte ich die eigens gebaute Rampe an den Wagen. So konnte das alte Mädchen auf ihren drei Beinen hinunterhumpeln.

Bo und Cassandra waren bereits an der Hintertür angekommen, als Heaven und ich um die Hausecke bogen.

Die Tür wurde von innen geöffnet, und meine Mutter Sharon, mit mehlbestäubten Händen, rief »Bring mir etwas Schnittlauch mit rein!« und verschwand wieder. Ich machte also einen kleinen Umweg durch den Küchengarten.

Drinne war bereits *Highlife in Tüten*, wie Sharon es immer nannte. Bo hüpfte auf zwei Beinen um sie herum, und Cassandra stimmte immer wieder neue Strophen an.

»Musst du sie immer alle drei mitbringen?«, seufzte Sharon und betrachtete die feuchten Pfotenabdrücke auf

dem blank gescheuerten Holzboden, während sie Teigmasse aus einer Schüssel auf die mehlbestäubte Arbeitsfläche klatschte.

»Ach, Sharon«, sagte ich grinsend. »Du weißt doch, wie das ist. Immer wenn ich zu dir fahre, wissen sie Bescheid und stehen schon am Wagen, wenn ich loswill. Wen soll ich denn dann zu Hause lassen, hm?«

Meine Ma schnaubte kurz, beugte sich dann jedoch zur großen Heaven hinunter, um sich von ihr begrüßen zu lassen. »Jedenfalls nicht mein altes Engelchen.«

»Na siehst du.«

Ich sah mich in der Küche um. »Was machst du?«

»Roger, der Gast aus Edinburgh, hat heute Geburtstag. Ich bereite schon mal 'ne Kleinigkeit für heute Abend vor.«

Au weia, das klang ja mal wieder nach jeder Menge Extra-Arbeit, die Sharon sich selbstverständlich auch nicht bezahlen lassen würde! Ich zog die Brauen hoch. »Keine Ahnung, wie oft ich dir das noch sagen soll, aber Haydn House ist ein Bed and *Breakfast!*«

»Aber wenn er doch so nett ist«, widersprach Sharon. »Er vermisst seinen Lebensgefährten so sehr. Und dieses Reiki-Seminar, das er gibt, geht noch die ganze Woche. Ich dachte, wenn heute Abend alle vom Haus zusammen essen, denkt er nicht so dran und hat trotzdem einen schönen Tag.«

»Bist du voll belegt?«, erkundigte ich mich und klappte ihr auf die Finger, als sie gerade dabei war, eine Käsescheibe zu dritteln – ganz offensichtlich in der Absicht, sie in drei begierige Mäuler zu schieben.

»Ja, alles voll. Roger im Haydn-Zimmer. Mary und Greg im Oak-Zimmer. Und Uma, Nelly und Tamara in der Abbey Suite.« Sharon senkte ihre Stimme und setzte hinzu: »Die drei Ladys kraxeln jeden Morgen bei Sonnenaufgang rauf zum Tor und zaubern irgendwelche Räucherrituale.«

»Huch!«, entfuhr es mir.

»Ja, ich glaube, es hat was mit Umas Ex-Mann zu tun. Würde mich nicht wundern, wenn er es schon bald mit ein paar hübschen Furunkeln oder Ähnlichem zu tun bekäme.«

Wir kicherten beide. Für mich waren solche Geschichten stets die Verbindung zu meiner wunderbaren Kindheit, die ich genau hier, im Haydn House verlebt hatte.

Damals, vor knapp vierzig Jahren, war Glastonbury eine Hippie-Hochburg gewesen. Der sagenumwobene *Tor*, der einzige steile Hügel der Umgebung mit seinem turmartigen Bauwerk aus dem Mittelalter, zog damals wie heute alle möglichen Spinner an – ob sie nun tatsächlich spirituell veranlagt waren oder es nur glaubten. Angeblich sollte sich genau hier das legendäre Avalon befunden haben. Im Park der ehemaligen Abbey, direkt gegenüber von Haydn House, wies ein Gedenkstein die Grabstätte von König Arthus aus. Auch heute noch war der kleine Ort eine Pilgerstätte für Esoterikerinnen, Reiki-Meister, alle Sorten von New-Age-Leuten.

»Da wir gerade davon sprechen«, fuhr Sharon fort. »Wie läuft es zwischen Morris und dir?«

Verflixt. Vierzig Jahre an diesem Ort hatten meine Mutter mit unangenehm sensiblen Antennen ausgestattet.

»Lass uns über was anderes sprechen, ja?«, bat ich, weil ich um meine gute Morgenlaune fürchtete.

Sharon sah von ihrer Arbeit auf und betrachtete mich kurz mit gerunzelter Stirn. Dann beugte sie sich wieder über die Arbeitsfläche und fuhr fort, den Teig zu bearbeiten.

»Ich halte es ja wie die Indianer«, presste sie zwischen den Zähnen hindurch, während sie die zähe Masse durchknetete. »Wenn du merkst, dass dein Pferd tot ist, solltest du absteigen.«

Ich wollte eigentlich lachen, wie ich es sonst oft tat, wenn ich mit Sharon oder auch mit meiner Freundin und Mitarbeiterin Nicole über dieses Thema sprach. Doch heute blieb mir das Lachen plötzlich im Hals stecken.

»Ich weiß nicht. Vielleicht brauchen wir einfach mal etwas Abstand«, sagte ich stattdessen.

Heaven, die bisher den gedrittelten Käse im Auge behalten hatte, wandte sich um und drückte sich an mein Bein. Ich musste schlucken und strich mit den Fingern zärtlich durch das dichte graue Fell der Hündin. Wir zwei waren nun schon zwölf Jahre zusammen, viel länger, als Morris und ich uns kannten. Und manchmal hatte ich den Verdacht, dass Heaven sich wesentlich besser darauf verstand, meine Stimmungen zu lesen, als mein Freund.

»Wunderbar!«, sagte Sharon, während sie dem Teig rechts und links eine verpasste. »Schick ihn auf eine Tour durchs ganze Land. Vielleicht zusammen mit Nicole. Sie will doch mehr in die Seminare einsteigen, oder? Das wäre die Gelegenheit, und nebenbei könnte sie auf Morris aufpassen, damit er sich nirgends zu ›heimisch‹ fühlt.«

Das war gar keine üble Idee. Der Gedanke, den Hof und das Hundezentrum, das Morris und ich gemeinsam leiteten, ein paar Wochen ganz für mich zu haben, erschien sehr verlockend. Doch dann seufzte ich. »Geht nicht. Nächstes Wochenende startet der neue Trainer-Ausbildungskurs. Die ersten beiden Module macht Morris. So lange muss es auf alle Fälle warten.«

»Okay.« Sharon nickte, als hätte sie in dieser Frage tatsächlich etwas mitzureden. »Aber wenn er sich wieder eine von seinen Eskapaden leistet, ist der Ofen aus, abgemacht? Du weißt, dass ich das Prinzip der freien Liebe durchaus schätze. Aber du bist nicht der Typ dafür. Du gehst dabei vor die Hunde ...«

Über dieses Wortspiel mussten wir beide lachen. Doch dann setzte Sharon hinzu: »Hab keine Angst, mein Schatz. Morris mag der Frontmann des Hundezentrums sein. Aber *du* bist *die Chefin*. Und du hast es drauf. Du kannst es auch allein schaffen, weißt du?!«

Während ich ihren Worten nachlauschte, fiel durch das Küchenfenster plötzlich ein Sonnenstrahl herein. Als wollte

er mich daran erinnern, dass draußen der Frühling auf der Lauer lag. Mit all seinem Blühen und Werden, und mit ein wenig Hoffnung.

Tobey

Es war gerade mal April, und die Stadt platzte in der ersten halbwegs schönen Samstagnacht aus allen Nähten.

Ich saß hinter Samuel im Wagen und betrachtete durch die getönten Scheiben das bunte Treiben auf den Straßen.

Es war nicht besonders warm. Aber die britischen Frauen taten bereits bei siebzehn Grad so, als gingen sie auf einer jamaikanischen Promenade spazieren.

Miniröcke. Bloße Füße in offenen Schuhen. Die Männer an ihrer Seite legten die Arme um nackte Schultern.

Drei junge Frauen in engen Leggings marschierten Arm in Arm mit wehenden, langen Haaren den Gehweg entlang.

Ich wollte Andy auf sie aufmerksam machen, aber mein Bodyguard nutzte die Fahrt zum Club für ein Nickerchen.

Nicht weiter tragisch. Andy verpasste ja sonst nie eine Gelegenheit, langen Beinen hinterherzustaunen.

Mein Sicherheitschef Dan saß vorn neben Samuel und schaute gelassen aus dem Fenster. Selbst auf dem Beifahrersitz einer gepanzerten Limousine wirkte der drahtige Dan mit den grauen Schläfen, als würde er gerade im Lotussitz meditieren.

Samuel überholte einen Sightseeing-Bus, auf dessen Seite gigantisch groß mein Gesicht prangte. »'n Abend Mr. Lambert«, schmunzelte er und warf mir im Rückspiegel einen kurzen Blick zu. Ich lächelte zurück, wir ließen mein Konterfei links liegen. Es konnte mir auch heute noch passieren, dass ich so einen gigantischen Doppelgänger tendenziell spooky fand.

Der Verkehr stockte wieder einmal.

Samuel summt die Melodie eines Kinderliedes. Er hatte vor einem halben Jahr eine kleine Tochter bekommen und

war ganz vernarrt in sie. Die Töne waren mir vertraut. Ma hatte Lin und mir früher genau dieses Lied vorgesungen, wenn wir nicht schlafen konnten. War das nicht verrückt? Nach so vielen Jahren, nach fast drei Jahrzehnten, sangen auch heute noch Eltern ihren Kindern dieselbe Melodie, um sie zu beruhigen und sie spüren zu lassen, wie sehr sie geliebt wurden.

Leise sumgte ich mit, erfand eine zweite Stimme. Und plötzlich war da die Idee, genau dieses Lied vor den neuen Song mit den Streichern zu stellen. Vielleicht von Kindern gesungen. Nein, besser nur von einem Kind. Eine einzige klare, glockenhelle Stimme.

Ich zückte das Notizbuch, das ich immer bei mir trug. Schließlich konnte ich nie sicher sein, wann mir eine gute Idee zu einem neuen Song kam. Manchmal überfielen sie mich geradezu. Aber wenn ich sie nicht aufschrieb, stoben sie wieder auf und davon, unmöglich einzufangen. Über die Noten notierte ich auch ein paar Textzeilen. Super Idee. Bei der nächsten Probe würde ich es meiner Band vorstellen.

Schließlich bogen wir in die Straße ein, auf der das *Zenobia* lag. Als wäre er auf die Adresse seines alten Arbeitsplatzes programmiert, erwachte Andy mit einem Schnarcher und setzte sich auf. »Ging ja schnell«, brummte er.

»Soll ich auf euch warten?«, wollte Samuel wissen, als er auf den Parkplatz der Club-Mitarbeiter einbog.

»Ja. Wir werden nicht so lange bleiben. Ich will mir nur diesen neuen Saxofonisten ansehen, von dem Lin mir erzählt hat. Er hat gleich seine dritte Session im Laden, und das Publikum liebt ihn angeblich.« Meine Schwester Lin war Musikjournalistin und fütterte mich regelmäßig mit Infos über interessante aufgehende Sterne am Musikerhimmel.

»Okay, ich bin auf Sendung, wenn ihr mich braucht.« Samuel nickte, wendete den Wagen und setzte ihn geschickt in eine Parklücke.

Andy, Dan und ich nahmen den Seiteneingang. Wie immer begrüßte Andy den dort postierten Türsteher kumpelhaft und wirkte, während er an meiner Seite bis zu dem reservierten Tisch auf der Empore ging, noch ein paar Zentimeter größer als üblich. Diesen Wachstumsschub zeigte er auch dann, wenn ich – so wie heute Abend – hinter einem Schal und einer Baseballkappe so gut verborgen war, dass niemand mich erkannte. Für Andy reicht vollkommen aus, dass alle Angestellten im *Zenobia*, vom Türsteher bis zur Tischbedienung, Bescheid wussten.

In diesem Club hatte ich meinen Bodyguard vor drei Jahren kennengelernt. Als eine Gruppe von betrunkenen, turnschuhtragenden Touristen sich gewaltsam Einlass verschaffen wollte und Andy souverän und ohne lange zu fackeln deren Anführer gegriffen und mühelos am Boden festgetackert hatte. Noch am selben Abend hatte ich ihm einen weitaus besser bezahlten Job bei mir angeboten.

Oben auf der Empore gab es ein kurzes Hallo, denn Justin und Betty hatte es an diesem Abend ebenfalls hierhergezogen. Seit dem Start meiner Solokarriere vor mehr als drei Jahren war Justin mein genialer Bassist. Betty war seine langjährige Freundin: Krankenschwester, bildhübsch. Das Bühnenprogramm hatte bereits begonnen, doch der Saxofonist war noch nicht aufgetreten.

»Mann, bin ich fertig!«, stöhnte Andy und ließ sich auf den Stuhl fallen, der der Treppe am nächsten stand.

»Wovon? Vergebliches Anmachen der Foto-Praktikantin beim heutigen Shooting?«, kicherte Justin.

»Hey, woher weißt du davon? Du warst doch gar nicht dabei!«, sagte ich grinsend.

Andys Miene hatte sich verfinstert, aber bevor er zu einer seiner wenig schlagfertigen Antworten ausholen konnte, hatte Betty bereits den Arm um ihn geschlungen und ihn auf die Wange geküsst.

»Dämliches Weibsstück!«, sagte sie, laut genug, dass alle am Tisch es verstehen konnten. »Die weiß eben nicht,

was ihr entgeht, oder, Andy?«

Andy errötete sichtbar und lächelte breit, während Justin so tat, als wäre er nach dieser Erklärung durchaus ein wenig eifersüchtig. Neckereien unter Freunden. Zeit, um auszuspannen.

Das *Zenobia* war einer der wenigen Clubs, die ich in meiner Freizeit besuchte. Die Location war angenehm geräumig, der Besitzer diskret und klug genug, auch nicht hinter vorgehaltener Hand damit anzugeben, dass *ein Star wie Tobey Lambert* hier regelmäßig verkehrte. Abgesehen von dem einen oder anderen Gast – na ja, Gästin in der Regel –, die mich trotz aller Maskerade erkannte und atemlos um ein Autogramm bat, war hier noch nie etwas vorgefallen. Und außer all diesen Vorzügen gab es hier an drei Abenden in der Woche Sessions mit unbekanntem Musikern, unter denen ich schon mehr als ein Talent entdeckt hatte.

So auch heute. Der Saxofonist war wirklich gut, Lin hatte nicht zu viel versprochen. Auch das restliche Publikum schien Musikverstand zu haben. An vielen Tischen waren die Gespräche und das Gelächter verstummt. Die Klänge des Tenorsaxofons schwebten geradezu durch den Raum und brandeten in kleinen Wellen an die Empore, über dessen Geländer ich mich beugte, um besser sehen zu können.

Und dann waren da plötzlich diese zwei Augen.

Sie gehörten einer jungen Frau, die am Rand der Tanzfläche stand und zu mir heraufblickte. Die Intensität, mit der sie mich ansah, ließ mich reflexartig zurückzucken.

Doch schon wenige Sekunden später musste ich wieder hinsehen. Die langen dunklen Locken, die ihr über die Schultern bis hinunter zum Bauch flossen. Die Herzform ihres Gesichts. Die schmale Figur. Das alles erinnerte mich so sehr.

Aber sie war es nicht. Die junge Frau da vor der Bühne war einfach nur eine Fremde, die einem Schatten aus

meiner Vergangenheit zum Verwechseln ähnlich sah. Und die mich offensichtlich erkannt hatte. Ich konnte von hier aus sehen, dass ihre Brust sich rasch hob und senkte.

Dan, der neben mir saß, neigte sich ein Stück in meine Richtung und sagte dicht an meinem Ohr: »Ich habe mich schon gefragt, wann es dir auffällt. Sie starrt dich seit einer halben Stunde an, ohne zu blinzeln.« Er verzog den Mund zu einem winzigen Lächeln. Dan machte sich nie über Menschen lustig. Er verspottete sie nicht oder stellte ihre Schwächen bloß - obwohl er gerade die bei so gut wie jedem zu erkennen schien. Er verfügte über außergewöhnliche Menschenkenntnis. Nur so hatte er den Blickwechsel zwischen der jungen Frau da unten und mir mitbekommen können.

Wie gut, dass er mich angesprochen hatte. Andernfalls hätte wahrscheinlich auch ich eine halbe Stunde lang gestarrt, und das wäre dort unten bestimmt komplett falsch interpretiert worden. Schließlich konnte ich einer Wildfremden nicht einfach erklären: »Sorry, dass ich dich so anglotze, aber du erinnerst mich an jemand von früher.«

Abgesehen davon, dass das wie eine reichlich abgedroschene Anmache klang, hätte ich diese simple Wahrheit niemandem anvertrauen können. Oder wollen. Diese Wahrheit, dass es immer noch hin und wieder Momente gab, in denen ich sie irgendwo zu erkennen glaubte.

Ich riss mich zusammen und wandte meine Aufmerksamkeit wieder der Bühne zu. Nach dem Saxofonisten trat ein Geschwisterpaar auf, das sich mit Gitarren auf zwei Barhockern niederließ und bekannte Folksong-Melodien mit selbst gedichteten, witzigen Texten vortrug.

Es wurde viel gelacht, das Publikum mochte so was. Aber ich war mit den Gedanken noch bei dem vielversprechenden Musiker mit dem Saxofon. Andys ehemaliger Chef würde mir die Nummer des Musikers

geben, und Steven, mein Manager, sollte in den nächsten Tagen ein Treffen arrangieren. Vielleicht war irgendwo im Terminkalender noch ein Platz frei. In dem neuen Stück, das wir morgen proben würden, wäre ein Tenorsaxofon im Intro und in dem langen Mittelteil genial.

Mit einem Mal wurde ich aus meinen Gedanken gerissen. Dan neben mir richtete sich noch ein wenig gerader auf. Ich versuchte, seinem Blick zu folgen, doch ich konnte nichts weiter erkennen als ein begeistert lauschendes, aufgeheiztes Publikum.

»Was ist los?«

Dan antwortete leise, ohne den Kopf zu wenden: »Wir hätten vom Studio aus nicht direkt hierherfahren sollen.«

Da war es wieder. Dans rätselhaftes Insiderwissen.

Eine der Bedingungen, die mein Sicherheitschef damals für seinen Vertrag gestellt hatte, war die freie Einteilung seiner Arbeitszeit. Er allein entschied, wann er an meiner Seite gebraucht wurde, welche Location im Vorfeld gecheckt werden musste, welche Sicherheitsvorkehrungen bei öffentlichen Auftritten notwendig waren. Woher er so oft wusste, wo die Paparazzi auf uns lauern würden oder bei welchem Konzert Dutzende von Fans flashmobgleich die Bühne zu stürmen versuchten, blieb sein Geheimnis.

Jetzt starrte er in die Menge am Eingangsbereich hinunter. Aber da waren doch nur viele Menschen in Samstagnachtlaune, die tranken, lachten, flirteten und keinen Blick an unsere kleine Gruppe hier oben verschwendeten!

Dans Miene jedoch war starr vor Konzentration. Er spähte irgendwohin ans andere Ende des Clubraums. Vor lauter Anstrengung, ebenfalls etwas zu erkennen, brannten mir die Augen.

»Wir sollten hier verschwinden«, sagte Dan gerade so laut, dass es auch Andy, Justin und Betty verstehen konnten.

Andys Miene verfinsterte sich. »Hört unser Sicherheitschef mal wieder die Flöhe husten?!«, brummte er und sah Dan offen revoltierend an. Doch der beachtete ihn nicht. Seine Augen huschten hierhin und dorthin und verweilten in einer dunklen Ecke am Eingangsbereich.

Mein Magen krampfte sich zusammen. »Okay«, entschied ich. »Verschwinden wir.«

»Dann lass uns lieber auch gehen, ja?«, sagte Betty beunruhigt zu Justin und angelte nach ihrer dünnen Jacke über der Stuhllehne.

»Hey, jetzt macht mal nicht so eine Welle«, knurrte Andy. »Ein cooler, entspannter Abend im Club. Was soll denn ...«

Doch plötzlich entstand unten in der Menge am Eingangsbereich Unruhe. Stimmen wurden laut. An den Tischen wandten sich Gäste um und wollten sehen, was dort los war.

Da waren Kameras. Nicht eine oder zwei, nein, ein ganzes Heer von Kameras. Ein Türsteher rangelte vergeblich mit zwei Männern. Schwarze Linsen mit gewaltigen Objektiven waren mit einem Mal auf die Empore gerichtet.

Finger richteten sich herauf.

Dan war mit einer einzigen geschmeidigen Bewegung an der Treppe. Ich sprang auf und folgte ihm die enge Spirale hinunter.

»Lass mich vor!«, brüllte Andy hinter mir. »Scheiße, ey, lass mich doch vor!« Einen kurzen, irrwitzigen Moment lang drängelten wir auf der schmalen Treppe wie zwei Jungs am Schulbus. Dann hatte Andy sich vorbeigequetscht und sprang gemeinsam mit Dan von der drittletzten Stufe.

Ich warf einen Blick durch den Raum, der mit einem Mal fremd und bedrohlich eng wirkte.

Wo gerade noch Menschen in Feierabendstimmung miteinander gelacht hatten, schob sich nun eine gesichtslose Masse auf mich zu. Die Musik war verstummt.

Das Geschwisterpaar auf der Bühne hielt sich ratlos an seinen Gitarren fest.

Blitzlichter von allen Seiten. Rufe wurden laut. »Tobey! Hierher!«

Irgendwo in der Mitte des Raumes schrie eine Frau: »O mein Goooott! Da ist Tobey Lambert!« Hysterisches Kreischen aus allen Richtungen.

Eine Sekunde lang stand ich auf der untersten Stufe. Wie gelähmt vom Getöse der immer lauter werdenden Rufe, rückenden Tischbeine und umstürzenden Stühle.

Ich wollte Andy folgen, der sich in Richtung des vorderen Eingangs wandte. Doch Dan fasste uns beide fest an den Schultern und riss uns herum, in genau die andere Richtung. Dann eilte er uns voraus. Andy reagierte blitzschnell, griff meinen Arm und zog mich mit sich nach hinten, fort von der heranströmenden Masse. Wie im Traum nahm ich wahr, dass Dan Zeichen zur Theke hinüber machte. Von den Ausgängen brachen sich ein paar breitschultrige Männer Schneisen durch die Menge.

Ich wollte nicht hinsehen, doch sie waren überall. Die ausgestreckten Hände. Verzernte Gesichter. Aufgerissene Münder wie hungrige rote Höhlen. Entfesselt von der Hemmungslosigkeit der Paparazzi stürmte die Menge nach vorn.

Ich stolperte in die Richtung, in die Dan strebte und Andy mich zog. Wo sollte es da verdammt noch mal hingehen? Für mich sah es so aus wie eine Falle. Und plötzlich wurde ich von hinten gepackt. Gleich mehrere Hände krallten sich in meine Lederjacke. Auch Andy zerrte noch einen Moment an mir. Schaute sich um, drängte an mir vorbei und griff sich einen der Kerle.

Betty holte aus und donnerte einem anderen ihre Handtasche ins Gesicht, filmreif. Als sie noch einmal zuschlagen wollte, umfasste Justin kurzerhand ihre Taille und schleifte sie mit sich.

Während Andy mit einem der Paparazzi rang und ich schon dabei war, meine Jacke abzustreifen, um die klammernden Hände loszuwerden, war plötzlich wieder Dan an unserer Seite. Er setzte nicht einmal den ganzen Körper ein, sondern führte nur einige flinke Bewegungen mit den Händen aus. Schon waren Schmerzenslaute zu hören, und ich war frei.

»Weiter!«, sagte Dan mit verblüffend ruhiger Stimme. Gleich darauf befanden wir uns in dem schmalen Gang hinter den Toiletten. Die Enge des Raumes legte sich wie eine klamme Hand um meinen Hals. Ich zögerte eine Sekunde weiterzugehen. Die Sekunde, die ein paar Männer brauchten, um hinter uns in den Gang zu drängen.

Andy erwischte einen von ihnen am Revers und schleuderte ihn den anderen entgegen. Zwei von ihnen wurden von dem Mann mitgerissen und landeten in einem fluchenden Knäuel auf dem Boden. Doch ein weiterer war bereits dabei, sich an dem lebendigen Hindernis vorbeizudrücken. Die Kamera immer noch im Anschlag, feuerte er Blitzlichter auf uns ab.

»Tobey!«, kreischte eine Frau hinter ihm und wurde von anderen Fans heftig zur Seite geschubst.

»Raus jetzt!« Wieder Dans Stimme, in all dem Chaos wie ein Rettungsring. Er hielt einen schweren Vorhang auf, hinter dem sich eine Eisentür verbarg.

Ich wandte mich noch einmal um.

»Verschwindet!«, brüllte Andy uns über die Schulter zu.
»Ich halte sie auf!«

Das Letzte, was ich von ihm sah, waren seine überlangen, muskelbepackten Arme, die in Richtung der heranstürmenden Menge schwangen.

Die Tür fiel hinter uns ins Schloss, und wir eilten drei Stockwerke die schmale Betontreppe hinunter. Betty verlor einen ihrer hohen Schuhe, fauchte »Fuck!« und rannte humpelnd weiter. Dan zog im Laufen sein Handy und bellte

hinein: »Gasse Hinterausgang. Sofort!« Justin war als Erster an der Außentür. »Stopp!«, rief Dan.

Doch Justin riss bereits die Tür auf und stürzte hinaus, Betty an der Hand hinter sich herziehend.

»Verdammt! Ich sagte: ›Stopp!‹!«, donnerte Dan. Doch es war zu spät. Als ich hinter Betty in die Gasse hinausstolperte, blendete mich ein Meer von grellweißen Lichtern.

Betty schrie irgendetwas. Fremde Stimmen brüllten meinen Namen. Reflexartig schaute ich in die eine, dann in die andere Richtung. Sie waren überall.

Dröhnendes Motorengeräusch näherte sich durch die Gasse. Leiber sprangen zur Seite.

Eine Autotür wurde aufgerissen. Jemand stieß mich hinein. Ich fiel in die Polster, verbarg mein Gesicht in den Händen, wurde weitergedrängt. Noch bevor die Tür wieder geschlossen war, fuhr der Wagen an. Dumpfe Schläge auf das Autodach. Schreie, die zu einem einzigen Getöse verschmolzen. Und das tiefe Dröhnen von Maschinen.

»Scheiße, die haben Motorräder«, rief Justin.

»Mit denen werd ich fertig!«, behauptete Samuel und trat aufs Gas. »Schnallt euch an!«

»Nimm die Brücke im Norden!«, hörte ich Dan sagen, der vorn neben Samuel saß.

»Okay!« Samuel bog aus der Gasse nach rechts, beschleunigte, bremste plötzlich ab und wendete auf der breiten Straße, um in die andere Richtung davonzubrausen.

Die Motoren der Motorräder dröhnten hinter uns. Einige dieser Kerle hatten sich darauf spezialisiert, von der fahrenden Maschine aus ihre reißerischen Fotos zu schießen, während der geschickte Fahrer vor ihnen das Motorrad lenkte. *Gott sei gedankt für getönte Scheiben!*

»Es sind vier oder fünf«, sagte Justin, der mit Betty zusammen aus dem rückwärtigen Fenster spähte.

Wir rasten durch die Nacht. Samuel wich anderen Autos und Passanten aus und donnerte dann wieder gen Norden.

Ich presste mich in den Sitz und versuchte, meinen Atem zu beruhigen.

Alles war okay. Nichts passiert. Dan hatte gerade noch rechtzeitig den richtigen Riecher gehabt. Er und Andy hatten mich rausgebracht. Es war nichts geschehen. Ein bisschen Hysterie, ein kleiner Aufruhr. Menschen, die mit einem Mal zu einer Menge wurden. Trotzdem war nichts geschehen.

Langsam glaubte mein Atem mir. Und langsam kapierte ich, wohin Samuel raste. Im Norden der Stadt gab es eine kleine Brücke, die er gerne nahm, wenn wir diese Strecke fuhren. Aber wieso glaubten Dan und er, dass wir die Papparazzi dort würden abhängen können?

Samuel bog von den viel befahrenen Straßen ab und kurvte durch die kleineren Seitenstraßen. Zwei Motorräder hatten bereits die Verfolgung aufgegeben. Denen war wohl klar geworden, dass diese Jagd ihnen nicht viel bringen würde. Samuel fuhr aber auch wirklich wie der Teufel. Es war bestimmt nur noch eine Frage von Minuten, bis auch die anderen ...

»Vorsicht!«, brüllte Dan.

Samuel riss das Steuer herum. Der Wagen schlidderte.

Da war ein Schatten.

Direkt vor uns.

Neben uns.

Vor einem der Motorräder.

Die Maschine schleuderte, geriet beinahe aus dem Gleichgewicht. Doch der Fahrer schaffte es im letzten Moment, und nach wenigen Metern hatte er das Ding wieder im Griff.

Betty schrie auf: »Scheiße, die haben ihn erwischt!«

Ich fuhr herum und sah aus der Heckscheibe. Im Licht der Scheinwerfer der beiden folgenden Motorräder konnte ich gerade noch das dunkle, kleine Etwas auf vier Pfoten erkennen, das sich zur Seite schleppte. »Oh, Scheiße,

Scheiße! Oh nein!« Betty begann zu weinen. Justin legte den Arm um sie.

Außer Bettys Schluchzen war im Auto kein Geräusch zu hören. Samuel lenkte verbissen den Wagen. Dan starrte konzentriert abwechselnd auf die Straße und in die Spiegel.

Dann kam die Brücke in Sicht. Erst im letzten Moment sah ich die Absperrungen und die Baustellenschilder.

Dann waren wir darauf.

Außer uns war hier niemand unterwegs.

Die Motorräder folgten uns mit heulenden Motoren. Doch schon nach wenigen Metern verloren sie den Halt und schleuderten. Von den breiten Reifen unserer Limousine spritzte der Splitt zu beiden Seiten in hohen Bögen.

Die Motorräder wendeten, und sobald sie wieder festen Boden unter den Rädern hatten, brausten sie davon. Die nächste Möglichkeit, den Fluss zu überqueren, war nicht weit. Bestimmt hofften sie, uns auf der anderen Seite abfangen zu können.

Samuel donnerte über die Brücke. Wieder auf festem Boden, bog er sofort nach rechts in eine Seitenstraße ab, links, rechts, links, links. Da war eine Einfahrt in eine private Garage. Ohne zu zögern, fuhr er hinein, drehte den Zündschlüssel und löschte alle Lichter.

Es war still im Wagen.

Samuel atmete tief durch. Dan saß ruhig neben ihm und behielt durch die Rückspiegel wachsam die Umgebung im Blick. Betty weinte immer noch an Justins Schulter.

»Sie haben ihn erwischt! Ich hab's gesehen. Dass sie ihn volles Brett erwischt haben. Oh Gott! Was ist, wenn er da jetzt verletzt liegt und es nicht nach Hause schafft? Wenn er ...?«

»Schschscht!«, machte Justin und strich ihr übers Haar. Eine Weile saßen wir einfach da.

»Wo sind wir hier?«, erkundigte ich mich schließlich. Dafür, dass meine Stimme so zittrig klang, hätte ich mich selbst packen und schütteln können.

»Das Haus meines Schwagers«, antwortete Samuel knapp und tauschte mit Dan einen kurzen Blick. Aha. Wahrscheinlich hatte Dan mit Samuel die eine oder andere Fluchtroute durch die Stadt ausgearbeitet. Mit dem einen oder anderen Versteck. Unter anderem in der Garage am Haus von Samuels Schwager.

Nach etwa zehn Minuten wandte Dan sich um. »Alles okay?«

Inzwischen ging mein Atem wieder regelmäßig. Ich nickte Dan zu. Mit einem Mal war ich besonders froh darüber, mich damals für diesen asketisch wirkenden Sicherheitschef entschieden zu haben.

»Wohin?«, fragte Samuel. »Nach Hause?«

»Ja«, antwortete Dan mit ruhiger Stimme. »Aber nicht auf direktem Wege. Fahr die westliche Route.«

»Okay.« Samuel nickte und legte den Rückwärtsgang ein.

In dem Moment hörte ich meine eigene Stimme. »Wir fahren zurück!«

Alle im Wagen sahen mich an.

»Du willst in den Club zurück?«, fragte Samuel; sein ungläubiger Blick traf mich im Rückspiegel.

»Natürlich nicht«, erwiderte ich. »Wir fahren zurück zu der Stelle, an der sie den Hund erwisch haben.«

»Oh, Tobey!«, schluchzte Betty wieder auf, löste eine Hand von Justins Brust und krallte sie in meine Schulter.

»Aber das geht doch nicht«, meinte Justin. »Was ist, wenn die Papparazzi da noch rumhängen?«

»Ja, könnte doch sein, dass einer von denen auch ein Gewissen hat und nachschauen fährt«, gab Samuel zu bedenken.

Ich hob die Hand. »Okay. Vorschlag: Am nächsten Taxistand, an dem wir vorbeikommen, steigen alle um, die

nach Hause wollen. *Ich* fahre zurück.«

»Ich komme mit!«, sagte Betty sofort, und Justin stöhnte leise auf.

»Dan?«, fragte Samuel.

Dan schaute mich prüfend über die Schulter an. Dann wandte er sich um: »Du hast gehört, was Tobey gesagt hat.«

Seufzend setzte Samuel den Wagen rückwärts aus der Garage.

Wer wusste schon, ob wir den Hund überhaupt finden würden?